



Leseprobe

Tony Judt

Nachdenken über das 20. Jahrhundert

Übersetzt aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Zusammen mit Timothy Snyder

ISBN (Buch): 978-3-446-24139-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-24139-8>

sowie im Buchhandel.

Inhalt

Vorwort (Timothy Snyder)	9
1. Jüdische Kindheit	19
2. Außenseiter in England	61
3. Marxistisches Denken	89
4. Cambridge, Israel und der Zionismus	119
5. Von Paris nach Kalifornien	151
6. Osteuropa verstehen	205
7. Einheit und Fragmente	255
8. Amerikanischer Moralist	289
9. Die Banalität des Guten	333
Nachwort (Tony Judt)	389

Anhang

Bibliographie	401
Personenregister	407

Außenseiter in England

Die Schule war für mich weder Zuhause noch Refugium. Die anderen Kinder, einschließlich meiner Freunde, hatten Großeltern, die ganz normales Englisch sprachen. Das war rätselhaft und vielleicht auch etwas befremdlich. In meiner Welt sprachen Großeltern Englisch mit Akzent. Großeltern zeichneten sich dadurch aus, dass man sie nie so recht verstand, weil sie plötzlich ins Polnische oder Russische oder Jiddische fielen. Der Rektor meiner Grundschule hatte mich in einem Anfall von unbedachtem Philosemitismus als Musterbeispiel jüdischer Intelligenz bezeichnet. Die Missgunst, die ich damit bei der halben Klasse erregte, begleitete mich meine ganze Schulzeit hindurch.

Mit elf kam ich an die Emanuel School, eine staatliche Oberschule in Südlondon, die sich später dank der fehlgeleiteten britischen Schulreformen genötigt sah, in den Privatsektor überzuwechseln. Unter den rund tausend Schülern dürfte es kaum mehr als ein halbes Dutzend jüdischer Schüler gegeben haben. Ich habe viel Antisemitismus erlebt bei Jungen, deren Eltern sicher ebenfalls Antisemiten waren. In der unteren Mittelschicht und in der Arbeiterklasse, deren Söhne auf Emanuel gingen, war Antisemitismus damals weder selten noch bemerkenswert.

Wir vergessen, wie viel Antisemitismus es damals in England gab, jedenfalls bis zu den Umbrüchen von 1968, die ein Bewusstsein vom Holocaust in Gang setzten. Winston Churchill hat das mit Sicherheit nicht vergessen. Sein Geheimdienst informierte ihn während des Zweiten Weltkriegs, wie tief das Misstrauen gegenüber Juden war und dass der Krieg nach verbreiteter Ansicht »ihretwegen« geführt wurde. Deshalb verhinderte er während des Kriegs jede öffentliche Diskussion

über den Holocaust und darüber, ob die Royal Air Force die Lager bombardieren sollte.

Ich wuchs in einem England auf, in dem Juden zu den auffälligen Außenseitern zählten. Es gab nur wenige Asiaten und noch weniger Schwarze. Wenn Juden Misstrauen entgegenschlug, auch an Emanuel, dann nicht, weil wir als Streber galten oder uns eine besondere Geschäftstüchtigkeit unterstellt wurde. Wir waren einfach anders: weil wir nicht an Jesus glaubten, wie die Mehrheit, und weil wir vermeintlich oder tatsächlich aus fremden, unbekanntem Ländern kamen. Offen antisemitisch waren nur wenige Schüler, aber sie waren laut und unverschämt.

Mir half zwar, dass ich ganz ordentlich Rugby spielen konnte, aber für diese Jungen blieb ich der typische kleine Jude mit Brille. Ein-, zweimal geriet ich, provoziert von antisemitischen Bemerkungen, in eine Schlägerei, und die gelegentlichen Ausbrüche von Feindseligkeit machten, dass die Schuljahre nicht die reine Freude waren. Ich beteiligte mich am Unterricht, trieb Sport und nahm mich auf dem Heimweg vor bestimmten Typen in Acht. Ansonsten bedeutete mir die Schule nicht viel, ich habe nur wenige schöne Erinnerungen an diese Zeit.

Ein Gefühl von kollektiver Identität hat mir die Schule nicht vermittelt. Ich war immer Außenseiter. Meine Schwester war acht Jahre jünger, wir haben also nicht viel gemeinsam unternommen. In meiner Freizeit habe ich am liebsten gelesen, ich bin gern geradelt und Zug gefahren. Im späten neunzehnten Jahrhundert war Emanuel nach Battersea verlegt worden, südlich von Clapham Junction. Die Schule lag zwischen zwei Eisenbahnlinien, die von Victoria in östlicher Richtung beziehungsweise von Waterloo nach Süden führten. Jede Unterrichtsstunde, jedes Gespräch wurde von dem Geräusch vorbeifahrender Züge untermalt. Das bot zumindest die Möglichkeit, meiner Einsamkeit an der Schule zu entfliehen.

Trotzdem war ich dort natürlich den gleichen Prägungen ausgesetzt wie die christlichen Mitschüler. Wenn schon nichts anderes, dann lernte ich dank der unvergleichlichen *King James Bible* gutes Englisch. Die Einflüsse gingen aber wohl noch tiefer. Wenn man mich heute fragte, wo ich mich eher heimisch fühle, in einer orthodoxen Synagoge oder in ei-

ner anglikanischen Dorfkirche, müsste ich sagen: in beiden, aber jeweils ganz anders. In der orthodoxen Synagoge würde ich alles sofort verstehen und erkennen, und ich könnte mitmachen, aber die Welt der Leute um mich herum wäre mir fern. In einer englischen Dorfkirche würde ich mich mühelos bewegen können, obwohl ich kein Anglikaner bin.

Die Schule hat mich auf andere Weise zu einem Engländer gemacht: durch das Studium guter englischer Literatur. Emanuel folgte dem Cambridge-Lehrplan, der zu Recht als anspruchsvoll galt. Wir lasen Lyrik: Chaucer, Shakespeare, die metaphysischen Dichter des siebzehnten, die augusteischen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts. Auch Prosa wurde gelesen: Thackeray, Defoe, Hardy, Walter Scott, die Schwestern Brontë, George Eliot. In Englisch gewann ich einen Preis, passenderweise ein Buch von Matthew Arnold. Meine Lehrer, die von F.R. Leavis beeinflusst waren, vertraten eine sehr konservative Sicht auf die englische Literatur.

Das bedeutete, dass ein Kind der 1960er noch von einer Schulbildung profitieren konnte, die kaum anders war als diejenige, die ältere Generationen genossen hatten, vielleicht sogar besser. Und vermutlich war es dieses traditionelle Bildungsfundament, dieses Gefühl, im Englischen zu Hause zu sein (wenn schon nicht in England), das es Leuten wie mir ermöglichte, nach dem jugendlichen Radikalismus der Achtundsechziger wieder zurückzufinden in den liberalen Mainstream.

Jedenfalls vermittelte mir die Schule eine Liebe zur englischen Sprache, die mir bis heute geblieben ist, trotz meiner anderen Interessen und Bezugspunkte. Viele meiner Historikerkollegen wurden sozusagen Europäer, weil es modisch oder weil ihnen das Thema wichtig war. Bei mir war es vermutlich nicht anders. Aber mehr als die anderen habe ich mich immer als Engländer gefühlt. Ich weiß nicht, ob ich besseres Englisch schreibe als andere, aber ich weiß, dass es mir allergrößte Freude bereitet.

Wir haben schon über die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs in Kontinentaleuropa gesprochen. Der Zusammenbruch, der Europa im Gefolge des Ersten Weltkriegs erfasst, macht sich in England zehn Jahre später bemerkbar. Während anderswo – in der Donaumonarchie beispielsweise –

der Bruch klar und unmittelbar war: Krieg, Niederlage, Revolutionen, eine neue Welt innerhalb kürzester Zeit. In Mittel- und Osteuropa wehrte man sich gegen dieses Neue, und im Osten wurde noch 1920 gekämpft. Aber etwas Neues bildete sich heraus. Keynes hatte im großen und ganzen gewiss recht. In England dagegen konnte man eine Weile von einer Rückkehr zur Vorkriegswelt träumen.

Die charakteristische Stimme der 1920er ist Evelyn Waugh's Roman *Lust und Laster*, ein Porträt der sorglosen *jeunesse dorée*, die keinen Gedanken an die heraufziehenden sozialen Umbrüche verschwendet. Die Privilegierten genossen weiter ihre Privilegien, zumindest noch eine Weile: das Vorkriegsleben, in Form und Inhalt nahezu unverändert. Stephen Spender, ein repräsentativer Linker (und Dichter) jener Zeit, blickt auf die 1930er zurück als eine Zeit, in der alles politisiert wurde, während es in den 1920ern politisch bemerkenswert ruhig zugegangen war. Binnen weniger Jahre nahmen englische Denker, Schriftsteller und Wissenschaftler plötzlich die politischen Auseinandersetzungen wahr, aber sie hatten kaum Orientierungspunkte, sich in dieser neuen Welt zurechtzufinden.

In England war die Weltwirtschaftskrise nicht die jüngste in einer ganzen Reihe von Krisen wie auf dem Kontinent – sie war die Krise. Der ökonomische Niedergang schwächte die Linke. Die Labour-Regierung, die zwei Jahre zuvor mit so viel Trara an die Macht gekommen war, stürzte 1931 über Arbeitslosigkeit und Deflation. Die Labour Party spaltete sich, ein bedeutender Teil, darunter viele aus der Führung, bildeten mit den Konservativen die sogenannte »Nationale Regierung«. Von 1931 bis zu Churchills Wahlniederlage im Jahr 1945 regierten die Konservativen zusammen mit ein paar Labour-Renegaten und Überlebenden der einstmaligen großen Liberalen Partei von Lloyd George.

Die Linke war in diesen Jahren also nicht nur entmachteter, sondern völlig bedeutungslos. Linke Debatten – überhaupt alles, was den politischen Status quo in Frage stellte – mussten daher außerhalb des Parlaments geführt werden. Wenn Intellektuelle in der Zwischenkriegszeit mehr als zuvor Gehör fanden, dann nicht, weil das Land plötzlich ihre Bedeutung erkannt hatte oder weil sie politisch bewusster und daher so-

zusagen »europäischer« waren, sondern weil es keinen anderen öffentlichen Raum gab, in dem linke Standpunkte formuliert und diskutiert werden konnten.

Ich weiß nicht mehr, welche Frau es war, ich glaube, es war Inez, und ob Spender diese Worte an sie schrieb oder sie an ihn – ich glaube, er war es, der ihr nach der Scheidung schrieb: »Erst liebt man zu wenig, dann liebt man zu sehr.« Und der Unterschied zwischen den 1920ern und den 1930ern in England ist der, dass Spender –

Genau.

nachdem er die 1920er in England verbracht hat –, mit Christopher Isherwood und W. H. Auden erst nach Berlin und dann nach Wien fährt, wo er den Putsch und den Bürgerkrieg von 1934 erlebt. Eine Zeitlang war er auch im revolutionären Spanien. All das beschreibt er in Welt in der Welt, seinen Erinnerungen an diese Jahre, als die Erfahrungen der »von der Realität Gejagten«: als wäre die Realität etwas, was einen nicht zu interessieren brauchte, nun aber, da sie sich bemerkbar gemacht hat, muss sie akzeptiert werden.

Spenders Wanderjahre und seine Bemerkung erinnern merkwürdigerweise an Raymond Aron, der als junger Austauschlehrer in Deutschland war, genau zu der Zeit, als Hitler an die Macht kam. Aron kehrt nach Frankreich zurück und unternimmt alles, um Kollegen und andere (darunter auch den völlig desinteressierten Sartre) auf die Verhältnisse dort aufmerksam zu machen. In Frankreich sah es in vielerlei Hinsicht natürlich anders aus als in England, aber es gibt doch eine Parallele. Die 1920er waren auch in Frankreich ein relativ unpolitisches Jahrzehnt, zumindest für Intellektuelle, während sich in den 1930ern jeder engagierte. Allerdings war das »Zu wenig – zu viel«-Syndrom – das Pendeln zwischen politischem Desinteresse und Engagement – in England vielleicht ausgeprägter als anderswo. In diesen entscheidenden Jahren zwischen 1934 und 1938 konnte die kommunistische Partei eine ganze Generation bürgerlicher Oxbridge-Studenten dazu verführen, Sympa-

thisanten, Apologeten, Mitläufer zu werden und in einigen Fällen sogar Spionage für den Kommunismus zu betreiben.

Ich frage mich, ob diese Begeisterung für die Linke – zumindest in bestimmten Fällen, ausgenommen die Cambridge-Gruppe, die ja erst ein Jahrzehnt später kam – nicht mit der Erfahrung der Weimarer Republik zu tun hat. Für einige dieser Figuren – Auden, Isherwood, Spender – war Deutschland die attraktivste Demokratie: Dort gab es die schönsten jungen Männer und die beste Architektur.

Deutschland sah nicht nur interessanter aus als England, es war auch tatsächlich interessanter. In Berlin und Wien ereigneten sich ungewöhnliche und interessante Dinge. Für junge Engländer, die aus Oxford in diese aufregende Kulturszene kamen, muss es ein enormer Kontrast gewesen sein. Das gilt aber selbst für die Franzosen. Für den jungen Aron war klar, dass er sein Studium der Philosophie und Soziologie ohne einen Aufenthalt in Deutschland nicht abschließen konnte. Und das galt auch für Sartre, der ebenfalls für ein Jahr nach Deutschland ging und Deutsch lernte (aber nichts von den politischen Verhältnissen mitbekam). Sie alle waren fasziniert von der schieren Energie in diesem Land – natürlich auch von der negativen Energie, die der Streit zwischen den konkurrierenden politischen Sekten vermittelte.

Weimar wirkt noch lange nach. Denken wir nur an unseren Kollegen Eric Hobsbawm, den man vielleicht als transnationalen englischen Intellektuellen bezeichnen kann: In Wien aufgewachsen, siedelt er in den 1930ern nach Cambridge über. Die letzten Jahre der Weimarer Republik erlebt er in Berlin, alt genug (fünfzehn), um die Ereignisse und die Atmosphäre deutlich wahrzunehmen. Es gibt eine Stelle in seiner Autobiographie, wo er bewegend und sehr überzeugend von seinen Eindrücken und Empfindungen schreibt, von seinem Gefühl, lebendiger, engagierter, kulturell und sogar sexuell energiegeladener zu sein als zu irgendeiner anderen Zeit seines langen Lebens. Später schreibt er lobend und apologetisch über die DDR und Ostberlin; das Land mag grau und wenig produktiv gewesen sein, aber es hatte einen gewissen Charme, und er bedauert das Ende. Man kann sich kaum des Eindrucks

erwehren, dass er das Land Erich Honeckers mit dem Weimar seiner Jugend gleichsetzt. Dieser verführerischen und halbseidenen, bedrohten und schutzlosen, aber nie langweiligen Demokratie bringt er unverkennbar Sympathie entgegen. Diese Erfahrung hat eine einflussreiche Generation von Engländern geprägt und ihr politisches Denken auf Jahrzehnte hinaus bestimmt.

Im Hintergrund steht natürlich die Sowjetunion, nicht als gelebte Realität, sondern als kultivierter Mythos. Für die englischen Intellektuellen, die sich zur Weimarer Republik hingezogen fühlten und dann zum Kommunismus, hatte es vielleicht damit zu tun, dass es den Kommunisten gelungen war, die Kategorien »bourgeois« und »Demokratie« in eins zu setzen. Ihr Weimar war kaum demokratisch-bürgerlich.

Dass der Grundfehler der bürgerlichen Demokratie das Bürgerliche und nicht die Demokratie sei, war wirklich ein brillanter Einfall marxistischer Propagandisten. Wenn das Problem der westlichen Demokratien darin besteht, dass sie bürgerlich sind (was immer das heißen mag), dann können Kritiker, die in einer solchen Staatsordnung leben, völlig risikolos Kritik üben. Kritik an der bürgerlichen Demokratie kostet nichts und bedroht das System nicht. Allerdings trugen diejenigen, die in der Weimarer Republik die Demokratie kritisierten, aktiv zu ihrem Untergang bei. Die deutschen Intellektuellen bekamen die Konsequenzen ihrer politischen Überzeugung am eigenen Leibe zu spüren. In England war niemand in einer vergleichbaren Situation.

Wenn von marxistischer Seite die Begriffe bürgerlich und Demokratie verknüpft werden, kommt mir das immer wie eine geschickte Freudsche Adaption vor. Auf diese Weise kann man sich gegen die Vaterfiguren auflehnen und gleichzeitig die Privilegien von Kindheit und kindlicher Rebellion genießen.

Nun ja, vermutlich kann man mühelos von der Ödipus-Theorie zum Hegelianismus überwechseln. Ein intelligenter erwachsener Mensch wird sich solchen Überlegungen jedoch nur hingeben, wenn sie seinen

Interessen nicht zuwiderlaufen. Das ist aber der Fall, wenn man Kind bürgerlicher Eltern in einem Land ist, in dem die Bourgeoisie bedroht ist oder ausgerottet wurde. In dem Fall hilft es nämlich nicht viel, sich von seiner Klassenherkunft zu distanzieren: Als Angehöriger einer schuldigen Klasse sitzt man automatisch auf der Anklagebank. In der Sowjetunion oder in der kommunistischen Tschechoslowakei wurde zwei Generationen von »Bürgerlichen« übel mitgespielt, während ihre Zeitgenossen in New York oder London, Paris oder Mailand sich zu Sprechern der Geschichte aufschwangen.

In England hat die politische Auseinandersetzung nicht diese Unbedingtheit wie auf dem Kontinent. T.S. Eliot beispielsweise veröffentlicht Spender.

Die verschiedenen Kreise von Schriftstellern und Philosophen fanden nicht durch gemeinsame politische Überzeugungen zusammen, sondern durch gemeinsame Wurzeln und Affinitäten. Bloomsbury, die Fabianer, die katholischen Zirkel um Chesterton, Belloc und Waugh waren separate Welten mit jeweils eigener ästhetischer oder politischer Ausrichtung, die allenfalls eine kleine Untergruppe der englischen Intellektuellen darstellten.

Aber gemessen an Amerika oder Kontinentaleuropa, war (und ist) die englische Bildungselite sehr klein. Die meisten englischen Intellektuellen lernten einander früher oder später kennen. Noel Annan, Zeitgenosse von Hobsbawm am King's College in Cambridge, wurde Direktor von King's und später Direktor des University College London. Er hat über Jahrzehnte in praktisch jedem wichtigen öffentlichen Gremium gesessen. Seine Memoiren tragen den Titel *Our Age*. Nicht »Their Age«, sondern »Our Age« – will sagen: jeder kennt jeden. Unausgesprochen klingt da an, dass seine Generation die Geschicke Britanniens lenkte.

Und so war es ja auch. Noch in den späten 1960ern war der Anteil der Kinder, die es auf die Universität schafften, in England geringer als in jeder anderen Industrienation. Innerhalb dieser kleinen Schar von Gebildeten konnten nur Absolventen von Oxford und Cambridge (und ein, zwei Londoner Colleges, von denen aber nur sehr wenige) damit rechnen, Zugang zum innersten Zirkel des Establishments zu erlangen.

Zieht man davon noch die beträchtliche Anzahl relativ unfähiger Studenten ab, die nur dank ihres Elternhauses in Oxbridge aufgenommen werden, dann wird klar, dass der soziogenetische Pool, aus dem sich die Elite speist, tatsächlich sehr klein ist.

Aber haben Oxford und Cambridge nicht auch Studenten aus den Kolonien aufgenommen?

Ja und nein. Noch in den späten 1950ern konnte man in London leben, ohne je ein schwarzes oder braunes Gesicht zu sehen. Wenn einem tatsächlich ein Dunkelhäutiger begegnete, stammte er höchstwahrscheinlich aus der überschaubaren Elite von Indern, die es im britischen Bildungssystem nach oben geschafft hatten – entweder über indische Kopien britischer Internatsschulen oder über englische Internate, auf die die indische Oberschicht traditionell ihre Sprösslinge schickte, um ihnen auf diese Weise Zugang zu den Eliteuniversitäten des Empire zu verschaffen. Ab dem neunzehnten Jahrhundert gab es also Inder in Oxford und Cambridge. Einige sollten ihr Land später in die Unabhängigkeit führen. Ich glaube aber nicht, dass ihre Anwesenheit eine große Rolle spielte, von bestimmten Einzelfällen einmal abgesehen.

Der kleine Pool englischer Intellektueller wurde aber doch durch politische Emigranten ergänzt. Isaiah Berlin, der in Oxford lehrte, ist vielleicht das bekannteste Beispiel. Berlin kannte die allermeisten Leute, über die wir bislang gesprochen haben, obwohl er als russischer Jude aus Lettland ein klassischer Außenseiter war.

Isaiah Berlin war einzigartig. Jude und Ausländer, aber eben auch absoluter Insider. Im britischen Kulturestablishment wurde er als Exot wahrgenommen, aber genau deswegen auch als Beweis für die Integrationsfähigkeit des Systems. Das war natürlich nicht ganz zutreffend. Isaiah Berlin war zweifellos ein herausragendes Beispiel gelungener Integration, aber aufgrund seiner exotischen Persönlichkeit wurde er jedenfalls nicht als bedrohlich wahrgenommen. Schon früh warfen ihm seine Kritiker vor, dass er seinen Erfolg vor allem seiner Standpunktlosigkeit zu

verdanken habe, seiner Anpassungsbereitschaft. Das machte ihn so beliebt in Oxford: als Student, als Präsident der British Academy und als Gründer eines College der Universität Oxford.

Die meisten Außenseiter sind naturgemäß unbequem. Das gilt auch für Insider, die sich als Kritiker ihrer Gesellschaft sahen – George Orwell ist vielleicht das bekannteste Beispiel. Ob sie von Hause aus eigensinnig sind oder mit der Zeit dazu werden, solche Männer sind schwierig im Umgang, sie haben Ecken und Kanten. Von Berlin konnte man das nicht sagen. Das machte sicher seinen Charme aus, aber im Laufe der Jahre beförderte es eine gewisse Zurückhaltung in strittigen Fragen, ein Schweigen, das sich mit der Zeit negativ auf sein Ansehen auswirken mochte.

Das »System« konnte die richtigen Leute zweifellos integrieren – einen Eric Hobsbawm etwa, geboren in Alexandria, aufgewachsen in Wien und Berlin, jüdischer Kommunist deutscher Muttersprache. Zehn Jahre nach seiner Flucht aus Nazideutschland wurde Hobsbawm zum Sekretär der Apostles gewählt, einer Geheimgesellschaft der besten jungen Männer in Cambridge. Mehr Insidertum war kaum möglich.

Man muss aber im Grunde kein Konformist sein, um in Cambridge oder Oxford Insider zu werden, außer vielleicht im Hinblick auf die intellektuelle Mode. Man muss eher eine bestimmte Assimilationsfähigkeit unter Beweis stellen. Man muss wissen, wie man auftritt, wie man eine Unterhaltung führt, die keinesfalls allzu politisch sein darf; man muss moralischen Ernst, politisches Engagement und ethische Strenge hinter Ironie und Witz und gespielter Unbekümmertheit verstecken können. Im Paris der Nachkriegszeit wäre derlei kaum vorstellbar gewesen.

Daraus könnte folgen, dass in politischen Debatten private Dinge und vor allem Liebesdinge für englische Intellektuelle viel wichtiger sind als für ihre französischen Kollegen. Französische Intellektuelle definieren sich durch ihren politischen Standpunkt und neigen weniger dazu, sich in ihrem politischen Engagement nach ihren Liebespartnern zu richten.

Arthur Koestler und Simone de Beauvoir verbrachten eine nicht besonders aufregende Nacht miteinander. Das hat, soweit man das anhand ihrer Memoiren und ihrer Korrespondenz beurteilen kann, ihren poli-

tischen Streit weder verursacht noch verhindert. Beauvoir fühlte sich zweifellos zu Albert Camus hingezogen, was vielleicht erklärt, warum Sartre so eifersüchtig auf ihn war. Aber es ist irrelevant für ihre politischen Meinungsverschiedenheiten.

Dagegen drehte sich für englische Intellektuelle – zumindest bis in die 1970er – alles um sexuelle Beziehungen (homosexuelle wie heterosexuelle). Das soll nicht heißen, dass das Sexleben britischer Intellektueller interessanter oder lebendiger war als das von Kontinentaleuropäern. Bedenkt man aber, in welch ruhigen, passiven Bahnen ihr übriges Leben verlief, so fallen ihre emotionalen Verstrickungen doch umso stärker auf.

Wenn Leute aus den Kolonien im intellektuellen Leben Britanniens keine große Rolle spielen, so spielte das Empire doch bestimmt eine Rolle, weil man dort Erfahrungen gewinnen konnte. Denk nur an George Orwell in Burma.

Orwell war von 1922 bis 1927 Angehöriger der Kolonialpolizei in Burma. Seine Schriften aus der damaligen Zeit vermitteln nicht den Eindruck, als hätte er sich groß für das Empire interessiert; eher bemerkt man, dass sich, ausgehend von seiner antikolonialistischen Grundhaltung, moralische und politische Ansichten herausbilden, die später seine Beobachtungen in England prägen. Orwells Erkenntnis, dass das Kolonialproblem über Fragen lokalen Unrechts hinausging und vor allem die Unmöglichkeit und Verwerflichkeit imperialer Herrschaft betraf, färbte zweifellos den Standpunkt, den er dann in England einnahm.

Man kann sagen, dass Orwell als einer der ersten Beobachter verstanden hat, dass Fragen von Gerechtigkeit und Abhängigkeit, neben den klassischen Themen Klassengesellschaft und Politik, von der Linken aufgegriffen werden müssen – und sie gehörten auch fortan zur linken Debatte. Wir vergessen, dass es in England bis weit in die Zwischenkriegsjahre sehr wohl möglich war, Sozialreformen und fortschrittliches Denken mit einem aufgeklärten Imperialismus zu vereinbaren. Das Empire galt als Schlüssel zu sozialen Verbesserungen im Land. In den 1930ern konnte diese Haltung moralisch und politisch immer weniger

überzeugen, und Orwell kann für sich in Anspruch nehmen, diesen Bewusstseinswandel mit herbeigeführt zu haben.